

**XVIII. ordentliche Synode des Zisterzienserordens
Rom, 30. Juni – 4. Juli 2014**

Bericht des Generalabtes über die Situation des Ordens

Abschliessende Überlegungen

Zum Abschluss meines Berichtes über die Lage des Ordens, vor allem der Kongregationen und Gemeinschaften, die mir besonders anvertraut sind, möchte ich noch ein paar Überlegungen anbringen, die mir auf Grund der Situationen, die ich eben skizziert habe, in den Sinn gekommen sind. Es sind auch Perspektiven für den weiteren Weg des Ordens, die ich gerne mit Ihnen besprechen möchte. Es sind Anregungen, über die wir anschliessend gemeinsam nachdenken können.

Notwendigkeit einer grösseren Eintracht

Wir haben in unserem Orden Probleme, die einzelne Gemeinschaften oder einzelne Kongregationen betreffen, ganz zu schweigen von den einzelnen Personen. Das ist normal, das gehört zum Leben. Anlässlich der Begegnung mit den Ordensoberen hat Papst Franziskus gesagt: „Selbst in den besten Familien gibt es Menschen, die eine schwierige Phase durchmachen. Es gibt keine Gemeinschaft oder Gruppe ohne Konflikte. Es hat keinen Sinn zu träumen. Wir lösen die Konflikte nicht, indem wir sie ignorieren. Man muss sich ihnen stellen.“ (29.11.2013)

Das Problem beginnt da, wo die Personen oder Gemeinschaften, wo die Kongregationen keine Gelegenheit bieten, gemeinsam sich mit den Konflikten auseinanderzusetzen. Das Problem beginnt da, wo es nicht gelingt, mit den Oberen oder den Gemeinschaften oder mit den einzelnen Personen zu sprechen. Wer flieht, wer sich versteckt, wer sich im vorneherein verteidigt, dem kann man nur schwer helfen. Da ist man machtlos. Es gibt Situationen, wo ich nichts machen konnte, ganz einfach, weil man mich meidet. In gewissen Schwierigkeiten hilft uns die Struktur des Ordens nicht, Probleme transparent anzugehen. Wenn jemand auf Distanz gehen will, wenn jemand nicht sprechen will, nicht hören will, kann er leicht ausser Reichweite bleiben. Wir müssen uns fragen, ob wir im Orden wirklich die Einheit pflegen, die Einheit eines Körpers, eines Organismus, nicht nur die formale, juristische Einheit. Wir müssen uns fragen, ob im Orden Eintracht herrscht, Einigkeit, die von Herzen kommt. Das ist nur möglich, wenn wir uns darüber einig sind, dass wir eine gemeinsame Berufung und ein gemeinsames Charisma haben.

Haben wir dieses Bewusstsein der gemeinsamen Berufung, des gemeinsamen Charismas? Ich frage mich, ob das nicht ein Thema sein müsste für die Arbeit des kommenden Generalkapitels. Es wäre eine besonders schöne Gelegenheit, da das nächste Generalkapitel im Jahr des geweihten Lebens und 50 Jahre nach dem Erscheinen des Dekrets *Perfectae caritatis* stattfindet.

Die *Declaratio* war nützlich, um das Thema der einheitlichen Berufung des Ordens aufzugreifen. Aber ich stelle fest, dass sie in der Praxis nicht mehr ausreicht, um dieses Bewusstsein zu fördern. Das *lifting* von 2000 hat es nur scheinbar aufgefrischt, es bleibt im Wesentlichen ein Dokument von 1969. Wäre der Orden bereit, seine Identität und Berufung zum Thema zu machen?

An der eben erwähnten Begegnung mit den Ordensoberen hat der Papst hervorgehoben, wie wichtig es sei, die kulturelle Identität der Kandidaten zu respektieren, die in unsere Orden eintreten. Er sagte, es sei wichtig dasselbe Charisma zu leben, aber nicht in derselben Form. Er spricht auch im apostolischen Schreiben *Evangelii gaudium* davon. Wir kennen diese Inkulturation in den verschiedenen Kontinenten, wo unser Orden präsent ist. Ein gutes Beispiel dafür sind die Klöster in Vietnam und in Äthiopien und Eritrea. In Wirklichkeit aber müssen wir feststellen, dass das Problem nicht gelöst ist und vielleicht auch nicht richtig in Angriff genommen wird, vor allem da, wo verschiedene Kulturen aufeinander treffen, oder da wo Personen in eine andere kulturelle Umwelt versetzt werden. Damit wir aber die kulturelle Vielfalt als Reichtum und in Eintracht leben können, müssen wir uns vor allem im Klaren sein über unser gemeinsames Charisma, das in seiner Tiefe auf das Evangelium gegründet ist, auf die Regel des heiligen Benedikt und auf die zisterziensischen Spiritualität. Es ist aber auch notwendig, dass wir uns so sehen, wie wir wirklich sind, ohne Maske, hinter der wir uns verstecken, mit der wir andern gleichen wollen, so dass wir nicht mehr wir selber sind.

Die zisterziensische Mystik wieder entdecken

Es ist daher notwendig, dass wir die mystische Dimension an der Quelle unserer Berufung wieder entdecken. Mystik heisst nicht von der Realität abheben. Im Gegenteil: Mystik heisst, sich der ganzen Realität bewusst zu sein; Mystik heisst somit, die Beziehung mit Gott, die Erfahrung mit Gott ins Zentrum unseres Lebens zu stellen. Wenn ich mich in unserem Orden und gemeinsam mit den Trappisten und Benediktinern dafür einsetze, dass die heilige Gertrud von Helfta zur Kirchenlehrerin erhoben wird, dann tu ich das nicht, weil mir der Titel als solcher wichtig wäre, sondern um dazu beizutragen, in uns und unter uns die mystische Dimension unserer Berufung wieder zu beleben. Die heilige Gertrud ist ein gutes Beispiel dafür, wie auch der heilige Bernhard und andere Väter und Mütter unseres Ordens. Wenn ich an gewisse Gemeinschaften denke, wenn ich sehe, wie Liturgie gefeiert wird, wie das Gemeinschaftsleben aussieht, dann frage ich mich manchmal: Sind diese Menschen Zisterzienser aus Liebe zu Christus oder aus einem andern Grund? Begegnen sie wirklich Jesus? Haben sie eine lebendige Beziehung zu ihm? Leben sie für ihn, mit ihm, in ihm? Das sind die Eindrücke und Sorgen, die mich veranlasst haben, den Brief zur letzten Fastenzeit zu schreiben, und deshalb möchte ich auch das Thema dieses Fastenbriefes im Kurs für monastische Ausbildung dieses Jahres vertiefen. Verstehen wir uns richtig: dieses Thema, das Thema der Mystik, ist nicht den Nonnen oder den eher „kontemplativen“ Klöstern vorbehalten. Es ist eine dringende Notwendigkeit für alle, ich würde sogar

behaupten, es sei noch dringender für Gemeinschaften, die eine pastorale Aufgabe oder Unterrichtstätigkeit oder andere Aktivitäten wahrnehmen. Denn ohne diese Mitte verlieren sich die Menschen, sie verlieren den Weg, sie werden untreu und beginnen wie Heiden zu leben.

Die zisterziensische Mystik ist eine biblische Mystik, eine liturgische, patristische, gemeinschaftliche, eucharistische, menschliche, bräutliche, brüderliche, kindliche... Mystik. Wir müssen uns gegenseitig darin unterstützen, diesen Lebensquell wieder zu entdecken, damit wir unsere Berufung leben und aufrichtige Zeugen Christi in dieser Welt sein können, damit wir diese Berufung unseren Jungen weitergeben können. Sonst missbrauchen wir ihre Freiheit. Wenn wir junge Menschen mit oberflächlichen Beweggründen zurückhalten, von denen sie sich in ihrer Labilität angezogen fühlen, wenn wir ihren Hang zum Narzissmus, zu Formalismus und Klerikalismus ausnützen, dann heisst das, dass auch uns die Erfahrung der echten und tiefen Motivation, Christus zu folgen, fehlt. Nur tief verwurzelte Gründe machen Ausdauer, machen frohe und segensreiche Treue möglich und verhindern, dass man immer nach neuen Kompensationen suchen muss, um die Leere zu füllen.

Die Gemeinschaft wieder entdecken

In vielen Gemeinschaften lebt keine Gemeinschaft. Ich finde eine Gruppe vor, eine Mannschaft, manchmal eine Armee, meist aber Gäste in einem Hotel. Sie gleichen ein wenig den Unterkünften, die den Angestellten bestimmter Betriebe, z.B. einer Fabrik, eines Flughafens, einer grossen Baustelle zur Verfügung stehen, in denen alle Gäste mehr oder weniger die gleiche Tätigkeit ausüben, die aber nur in dieser Unterkunft sind, weil sie ausserhalb arbeiten. Das ist natürlich etwas übertrieben. Aber dennoch: wie schwierig ist es, in den Klöstern eine Gemeinschaft vorzufinden, die wirklich an sich arbeitet, die darum ringt, von Christus zusammengeführte Gemeinschaft zu sein, eine Gemeinschaft von Brüdern und Schwestern in Christus, in der Anbetung des Vaters, in der Einheit des Heiligen Geistes.

Gemäss der Regel ist der Ort der Begegnung mit Christus, der gegenwärtig ist in unserem Leben, der unser Leben liebt, ist die mystische Erfahrung, von der ich eben gesprochen habe, nicht nur in einem einzelnen Aspekt des klösterlichen Lebens vorhanden. Dieser Ort ist nicht das liturgische Gebet allein, auch nicht nur die Eucharistiefeier, sondern alles zusammen ist Integration in den Leib Christi, der das Leben der Gemeinschaft ausmacht. Gemeinschaft heisst, zusammen leben als Brüder oder Schwestern; Gemeinschaft heisst, einen Vater oder eine Mutter haben, die uns führen; Gemeinschaft heisst, gemeinsam zu beten, gemeinsam das Wort Gottes zu betrachten, füreinander zu arbeiten, sich gegenseitig zu dienen, gemeinsam Gäste zu empfangen, gemeinsam Güter und Werkzeuge zu nutzen und zu verwalten. Gemeinschaft bedeutet, die körperlichen oder seelischen Schwächen eines Jeden mitzutragen. Gemeinschaft bedeutet, gemeinsam einen Weg zurückzulegen, ohne je zu glauben, schon am Ziel, besser als die andern zu sein, weil unser Ideal der gekreuzigte und auferstandene Leib Christi ist, der zur Rechten des Vaters sitzt und bei uns bleibt alle Tage bis zum Ende der Welt; weil

unser Ideal die ewige Gemeinschaft ist.

Die Gemeinschaft ist uns geschenkt, sie nimmt uns auf, wir schaffen sie nicht; wir müssen sie aber auch aufbauen, indem wir akzeptieren, deren lebendige Glieder zu sein, Glieder die dazu gehören wollen, um das Leben Christi in jedem von uns zu empfangen und zu verkörpern. Das ist im Grunde genommen die echte christliche Nächstenliebe. Wenn sie im Leib Christi gelebt wird, kann sie auf alle ausstrahlen, ohne Grenzen, kann sie Liebe sein, die die Welt umfasst.

Für viele ist der Orden, ist die eigene Gemeinschaft noch nicht eine echte Stütze, ein Ort der Familienzugehörigkeit, die auf dem Lebensweg begleitet, führt, zurechtweist, ermutigt. Viele suchen anderswo Halt und die nötige Hilfe, auch als Kraftquelle für das, was sie für die Gemeinschaft oder in ihrem Namen tun. Die Gemeinschaft an sich ist noch nicht für alle die bevorzugte Begleitung auf dem Weg der Berufung und der Nachfolge des Herrn. Es besteht die Gefahr des Nebeneinander, ohne Freud und Leid zu teilen, anstelle des Miteinander.

Es ist von grundlegender Bedeutung, dass man sich in einer Gemeinschaft Zeit nimmt, sich gegenseitig kennen, sich gegenseitig verstehen zu lernen. Und diese Zeit ist nicht begrenzt; sie muss immer wieder neu vorhanden sein, denn wir sind alle ein Geheimnis des grenzenlosen Gottes.

Wenn wir diese brüderliche Freundschaft nicht pflegen, diese Freundschaft in Christus, der uns als Erster „Freunde“ nennt und will, dass wir wie Freunde unser Leben füreinander hingeben (vgl. Joh 15,12-17), dann setzen wir uns selber und die andern der Gefahr aus, „sich zu verlieren“, herumzuirren auf der Suche nach einem andern Ort der Zugehörigkeit, des Trostes, und das kann an sich gut und legitim sein, es entspricht aber nicht dem Ort, an dem wir unsere Berufung, die Gott für uns bestimmt hat, leben sollen.

Diese Freundschaft ist Arbeit, verlangt permanente Erziehung. Es ist nicht eine instinktive Freundschaft, eine gefühlsmässige Freundschaft. Sie verlangt Zuhören, sie braucht Raum für den Dialog, der uns hilft, uns kennen zu lernen und gemeinsam Christus, das Wort des Lebens, immer besser kennen zu lernen. Je mehr wir dem in die Tiefe gehenden Dialog Raum geben, desto grösser wird in uns die Fähigkeit zur Stille, desto besser können wir auf Kritik und Geschwätzigkeit verzichten, umso fähiger werden wir, gemeinsam zu erkennen, welche Entscheide das Kloster fällen muss, auch im Gebiet des wirtschaftlichen und materiellen Lebens.

Eine Herde, die ständig unterwegs ist

Zum Schluss wiederhole ich hier, was ich kürzlich in Salamanca und Paris in zwei Vorträgen über das Ordensleben und das Zweite Vatikanische Konzil gesagt habe:

«Dem Ordensleben geht es nicht gut, wenn es Zukunft, wenn es Erfolg hat, sondern wenn es unterwegs ist. Nach dem heiligen Benedikt muss der Abt nicht den Erfolg der Gemeinschaft sichern, sondern den Weg, der weiter führt, der fortschreitet auf

das Heil zu, der uns innerlich und gemeinsam mit den andern wachsen lässt. Auch die Erneuerung durch das Konzil dürfen wir nicht als etwas sehen, das erfolgreich war oder sein muss, sondern als etwas, das Wirklichkeit werden muss, das ständig vor uns liegt. Umso besser, wenn die Erneuerung sofort umgesetzt worden ist, oder kurz nach Konzilsende, oder vor dreissig, zwanzig, oder zehn Jahren. Wenn das aber noch nicht geschehen ist, verlieren wir nicht die Geduld: Wir können jetzt damit anfangen! Vielleicht spüren wir jetzt besser, wie dringend sie ist, vielleicht sind wir uns jetzt besser bewusst, wie notwendig sie ist. Die Eingebung des Heiligen Geistes hat ein immerwährendes Echo, das nicht mit der Zeit an Intensität verliert.

Fünzig Jahre nach dem Konzil ist zumindest klar geworden, dass die Erneuerung, deren wir bedürfen, nicht eine Erneuerung der Formen ist, dass sie auch nicht ein für allemal durchgeführt werden kann. Diese Erneuerung ist ein Weg.

Man sagt, das Zweite Vatikanische Konzil sei vor allem als Konzil der pastoralen Reform gewollt und durchgeführt worden. Das macht uns darauf aufmerksam, dass die Reform für eine Herde unterwegs bestimmt ist. Wenn es keine Herde gibt, die unterwegs ist oder sein will, wird es auch keine Erneuerung durch das Konzil geben.

Das heisst für mich, dass die Reform zwei absolut notwendige Dinge voraussetzt: das Konzept der **Autorität als Begleitung** [der heilige Benedikt nennt das „*regere animas* – die Seelen (Menschen) führen“ (vgl. RB 2,33-35), sie als Hirt führen] und das Konzept der **Gemeinschaft als ständige Baustelle der Einheit**.

Wenn der Obere, die Oberin nicht die Überzeugung hat, dass ihre vornehmliche Aufgabe und, wenn nötig, ihre ausschliessliche Aufgabe die Führung der Glieder der Gemeinschaft ist, kann sich die Gemeinschaft nicht erneuern, kann sie nicht in ihrer Berufung wachsen.

Und wenn sich die Gemeinschaft nicht als Baustelle der Einheit mit Gott und den Mitbrüdern und Mitschwestern versteht, eine Baustelle, auf der man nie aufhört zu bauen mit allen Mitteln, welche unsere ursprünglichen Charismen und die Kirche zur Verfügung stellen, wenn sich die Gemeinschaft nicht als Herde versteht, die auf ihrem Weg der Nachfolge Christi, des Guten Hirten, immer weitergeht, nicht aufhört Fortschritte zu machen, bis ins ewige Leben, kann sie nie eine von innen heraus erneuerte Gemeinschaft sein. Erneuerung ist ein Weg, ist nie eine magische oder kosmetische oder revolutionäre Veränderung; Erneuerung ist ein begleiteter Weg, ein in persönlicher Betrachtung und im brüderlichen Dialog begangener Weg. Ohne das machen wir weiter in der stolzen und egoistischen Dummheit des reichen Mannes im Gleichnis des Lukas 12,16-21; so verlieren wir das Leben, das Leben in seiner Fülle, die ewige Bestimmung des Lebens, das der österliche Christus uns geben will.

Dagegen erneuert sich eine Gemeinschaft immer, ist sie immer jung, wenn sie auf Christus hört, wenn sie in der Kirche der Stimme des „Hirten und Beschützers unserer Seelen“ (vgl. 1 Petr 2,25) folgt, seine Gegenwart sucht, heute einen neuen Schritt wagt.» (vgl. www.ocist.org, Conferenze Abate Generale, 2014.06.11-12 Vita

monastica e Vaticano II).

Eine Herde auf ihrem Weg begleiten: das gilt für die einzelnen Gemeinschaften, das gilt auch für die Kongregationen und für den Orden als Ganzes. Ich weiss, dass es nicht leicht ist, für keinen Oberen, keine Oberin, die ihrer Obhut anvertraute Herde zu begleiten. Oft macht man in diesem Amt die Erfahrung des Alleinseins, des Gefühls der Machtlosigkeit, der Unfähigkeit, manchmal begegnet man auch der Feindseligkeit. Der gute Hirte gibt sein Leben für die Schafe, sagt Jesus im 10. Kapitel des Johannesevangeliums, er flieht nicht, selbst wenn der Wolf kommt. Ein Lohnarbeiter, der sein Interesse und sein Einkommen sucht, läuft davon, wenn die Gefahr grösser wird als der erhoffte Gewinn. Aber manchmal wird auch der gute Hirt von seinen Schafen behandelt als wären sie Wölfe, oder als wären sie Lohnempfänger, die nur aus persönlichem Interesse bei der Herde bleiben und nicht, um für sie ihr Leben hinzugeben. Dann ist der Hirt versucht, davonzulaufen, zu glauben, es lohne sich nicht mehr, noch weiterhin die Herde zu begleiten.

Es gibt auch die falschen Hirten (und Hirtinnen), die Lohnarbeiter (und Lohnarbeiterinnen), denen es gelingt, unterstützt von anderen käuflichen Hirten mit der ganzen Herde zu fliehen, wie wir das leider in unserem Orden erlebt haben. Auch da wird ersichtlich, wenn man genau hinschaut, dass ihnen „nichts an den Schafen liegt“ (Joh 10,13) ...

Ich sehe, wie wichtig es ist, dass wir uns im Orden gegenseitig helfen gute Hirten zu sein, dass wir uns unter Oberen unterstützen und ermutigen, damit wir nicht der Versuchung verfallen, Söldner zu werden oder sogar reissende Wölfe. Dass wir uns helfen immer klar vor Augen zu haben, wofür wir unser Leben hingeben sollen: für die Schafe, damit sie in Christus und für Christus leben, für das Leben unserer Gemeinschaften, nicht für andere Gewinne, nicht für andere Werte, nicht für die Zahl, nicht für Macht, nicht für Reichtum, nicht für Ehre, nicht für Popularität, nicht für die Zukunft, sondern für das Leben in Gemeinschaft mit Christus. Denn alles andere ist zerbrechlich und vergeht, es vergeht sogar sehr schnell.

Ich schöpfe Kraft und Mut im Orden, wenn ich Momente der brüderlichen Gemeinschaft unter den Hirten erlebe, wenn ich sehe, dass Sie selber solche Momente erleben, wenn ich für mich oder bei andern Oberen die Erfahrung der gegenseitigen Hilfe, der Brüderlichkeit mache. Dadurch wird alles leicht, sogar die „lästigen“ Probleme, die finanziellen, juristischen und politischen Probleme. Das macht alles leicht wie das Joch Jesu, der „gütig und von Herzen demütig“ ist, der ein brüderliches Herz hat, der der gütige Hirt der Schafe und der Hirten ist.

Wenn wir unsere Konstitutionen verbessern und anpassen wollen, müssen wir gerade das anstreben, dass die Strukturen und Mittel des Ordens mehr dazu dienen, die brüderliche Begleitung zu fördern unter den Oberen, unter den Gemeinschaften, unter den Kongregationen. Wir müssen es möglich machen, dass auch der Generalabt ein Hirte sein kann, der begleitet wird und begleiten kann, der besonders denen nahe ist, die in Not sind. Wir müssen es möglich machen, dass er innerhalb des Ordens die brüderliche Begleitung unter Gemeinschaften und Personen fördern kann.

Ich bin allen sehr dankbar, die mich bereits begleiten, hier im Haus, im Rat, in den Kongregationen; ich bin den vielen Oberen und Oberinnen dankbar, die zwar überall verstreut leben, aber dennoch ein ausgeprägtes Gespür für die Gemeinschaft im Orden haben. Manchmal fühle ich mich allein und ohnmächtig, nicht so sehr weil ich nicht unterstützt würde, sondern weil ich in bestimmten Situationen nicht helfen und begleiten kann wegen der Struktur, wegen der zentralen Führung des Zisterzienserordens, die doch recht stark vom Alleingang geprägt ist. Ich sehe, dass manche andere Orden, auch solche die kleiner sind als wir, eine gemeinschaftlichere Führungsstruktur haben. Der Generalabt der Zisterzienser ist ein wenig wie der Staatspräsident von Italien: Er hat wenig Macht, er hat somit wenig „Geleit“; weil aber die andern Führungsorgane oft in der Krise stecken, muss er sich praktisch allein um viele schwierige Situationen kümmern.

Ich sage das nicht, um mich zu beklagen oder um Mitleid zu heischen. Ich stelle einfach fest, dass ich oft nicht angemessen auf die Hilfesuche eingehen kann, dass ich oft Gemeinschaften oder Personen in schwieriger Situation nicht dauerhaft beistehen kann, wie ich das müsste, weil sie die mir zur Verfügung stehende Zeit, meine Kräfte und Fähigkeiten übersteigen.

Das bisschen Mehl Christus und der Kirche zur Verfügung stellen

Als ich vor kurzem in Salamanca während der Bildungswoche für die Kongregation von Kastilien die Messe zelebrierte, hat mich ein Bild aus der Bibel besonders nachdenklich gemacht. Wir lasen die Geschichte des Elias, der während der Dürre zur Witwe von Sarepta geht und sie um etwas Wasser und etwas Brot bittet (1 Kön 17,7-16). Auf Befehl des Propheten ist seit geraumer Zeit kein Regen mehr gefallen und die Trockenheit hat auch dem Elias das Lebensnotwendige genommen. Da schickt Gott ihn zu dieser Witwe. «Als er an das Tor der Stadt kam, siehe, da war eine Witwe, die Holz auflas. Und er rief ihr zu und sprach: "Hole mir etwas Wasser im Gefäß, damit ich trinke!". Als sie wegging, um es zu holen, rief er ihr nach: "Bring mir auch einen Bissen Brot mit!" Sie sprach: "So wahr der Herr, dein Gott lebt: Ich habe nichts Gebackenes, nur eine Handvoll Mehl im Topf und ein wenig Öl im Krug. Ich lese hier ein paar Stücke Holz auf und gehe dann heim, um für mich und meinen Sohn etwas zuzubereiten. Das wollen wir noch essen und dann sterben". Elias sprach zu ihr: "Fürchte dich nicht! Geh heim und tu, was du gesagt hast. Nur mache zuerst für mich ein kleines Gebäck und bring es zu mir heraus! Danach kannst du für dich und deinen Sohn etwas zubereiten; denn so spricht der Herr, der Gott Israels: 'Der Mehltopf wird nicht leer werden und der Ölkrug nicht versiegen bis zu dem Tag, an dem der Herr wieder Regen auf den Erdboden sendet'." Sie ging und tat, was Elias gesagt hatte. Und er ass und sie auch und ihr Sohn viele Tage lang. Der Mehltopf wurde nicht leer und der Ölkrug versiegte nicht, wie der Herr durch Elias versprochen hatte.» (1 Kön 17,10-16)

In unserem Orden sind wir oft im Kontakt mit der Not anderer oder wir befinden uns selber in Not. Wir werden diesem Thema während der Synode unsere besondere Aufmerksamkeit schenken. Und da schien mir das Gespräch zwischen Elias und der Witwe den entscheidenden Punkt unserer Haltung der Not gegenüber zu beschreiben, wie wir mit ihr umgehen sollten nach dem Willen Gottes, ohne uns beherrschen zu lassen von unseren Eindrücken, Ängsten oder Träumen.

Die Witwe von Sarepta lebt in äusserster Not, an der äussersten Grenze der Armut. Als der Prophet um ein Stück Brot bittet, muss sie eingestehen, dass sie keine Hoffnung mehr hat, dass der Horizont ihres Lebens und des Lebens ihres Sohnes nur noch das Ende sein kann: „Ich lese hier ein paar Stücke Holz auf und gehe dann heim, um für mich und meinen Sohn etwas zuzubereiten. Das wollen wir noch essen und dann sterben.“ Sie beurteilt die Situation realistisch. Sie hat nicht einmal mehr das Allernotwendigste, um einige Tage zu überleben. Sie hat keine Mittel mehr, und wegen der Dürre im ganzen Land gibt es auch keine Aussicht darauf, dass von aussen Hilfe für das Überleben kommt. Viele unserer Gemeinschaften könnten, menschlich gesehen, die gleiche Feststellung machen: Wir haben gerade noch genug, um einige Jahre zu überleben oder wenigstens im Frieden zu sterben, und dann wird alles aus sein.

Elias dagegen verlangt von der Witwe, dass sie ihm alles überlässt, er verlangt von ihr einen Akt totalen Vertrauens; er bittet darum, dass sie ihm das Wenige gibt, das ihr bleibt, ihm, dem Propheten des Herrn, das heisst, ihm, der den Heilsplan Gottes versinnbildlicht, das Reich Gottes, selbst wenn es letztlich ein Geheimnis bleibt. Elias ist hier Prophezeiung Christi, des eucharistischen Christus.

Da habe ich etwas begriffen: Anstatt uns nach menschlicher Logik einfach sterben zu lassen, anstatt in einer Logik des Weltuntergangs zu leben, sollte sich jeder von uns, jede Gemeinschaft, die schwächsten wie die scheinbar noch starken, die Frage stellen: Wie können wir das Wenige, das wir sind und haben, wie können wir das Christus, wie können wir das der Kirche anbieten für das Reich Gottes? Wie können wir gemäss unserer Berufung unser Geschick in die Hände des Propheten legen? Wie können wir unserer Berufung entsprechend unser Vertrauen ausdrücken, dass auch unter den gegenwärtigen Bedingungen, mit denen die Welt, die Kirche und unsere Gemeinschaften heute leben müssen, Gott einen Heilsplan hat, den Plan, dass die Welt und wir leben?

Vielleicht können wir in diesen Tagen diese Bitte und den Wunsch in uns wirken lassen, unseren Orden in die Hand Christi, Urheber des Lebens, zu legen.

*Fr. Mauro-Giuseppe Lepori
Generalabt OCist*